

predigttradition auf: Die Grundlage der Jesusworte über die Feindesliebe (Mt 5,39-41.44-45) erfährt »schon in der frühesten Phase der Urgemeinde« eine erste Erweiterung in Form von Verhaltensweisungen für die Gemeindemitglieder (Mt 5,42.44-48; Lk 6,31). Infolge der urchristlichen Diversifikation in jüden- und heidenchristliche Gemeinden bildet sich einerseits eine als die Mose-Tora eschatologisch vollendend verstandene Jesus-Tora heraus (Mt 5,20-22a.27f.31f.33-48), andererseits – als heidenchristliche Reaktion darauf – die Vorstellung vom, paulinisch gesprochen, »Gesetz Christi« (Lk 6,27-36). Beide Formen erfahren situationsbedingt eine zweimalige Erweiterung (Mt 5,3-12; 7,24-26 bzw. 6,1-18 und Lk 6,20b-26,47-49 bzw. 6,37f.). Eine daran anknüpfende Fortschreibung, nötig auf Grund der Frage der Relevanz der Mose-Tora innerhalb der christlichen Gemeinden, äußert sich einerseits in einer »torarigoristischen Verschärfung (Mt 5,17-19; 6,19-23; 7,6.13-23), andererseits in der Unterstreichung eines gesetzesfreien Evangeliums (Lk 6,39-46). Auf der letzten Überlieferungsstufe entschärft Mt aus pastoralen Gründen den Gesetzesrigorismus (Mt 5,9.13-16.22b-26.29f; 6,7-15.24-34; 7,1-5.7-12), während Lk seine Traditionsvorlage unverändert in sein Evangelium übernimmt.

Für die Gemeinden, die ja als genuine Überlieferungs-, d.h. Übersetzungsträger fungieren, ergibt sich von diesen Applikationsleistungen her folgendes Schichtenmodell: Am Anfang steht eine messianische Sondergruppe innerhalb des Judentums. Ihre friedliche Existenz wird empfindlich getroffen durch die Tötung des Stephanus und die Ausgrenzung der sog. Hellenisten. Mit dem Bewußtsein, das wahre Israel zu sein, ziehen die christlichen Gemeinden eine scharfe Grenze zum jüdischen Synagogenverband, die im heidenchristlichen Fall bis zur Vorstellung des gesetzesfreien Evangeliums geht. Die judenchristliche Seite distanziert sich kritisch von dieser Entwicklung. In einer jüden-heidenchristlichen Großkirche schließlich steht der Harmonisierungsgedanke als missionarisches Prinzip im Vordergrund.

Ein Ansatz, der sich bewußt außerhalb des in einer Disziplin gängigen Ausgangspunkt stellt, vermag auf Grund der alternativen Perspektive übersehene oder unbekannte Aspekte in den Blick zu rücken. Dies gilt auch für die vorliegende Arbeit, die in ihrer Stringenz den Leser mit überraschenden Beobachtungen konfrontiert. Natürlich stellt der Schritt vom Text in die Geschichte immer ein Risiko dar. Krämer bewegt sich dabei – bei aller Exklusivität seines Synoptikeransatzes – in einem von Vorentscheiden geleiteten Analyserahmen (ideal-

typische Entwicklung des frühen Christentums bei relativ schroffer Zweiteilung in Juden- und Heidenchristentum), der selbst noch einmal zu hinterfragen wäre.

Alois Stimpfle, Augsburg

Schwank, P. Benedikt OSB: Evangelium nach Johannes, erläutert für die Praxis, St. Ottilien: EOS 1996, 521 S., ISBN 3-88096-260-X, DM 70,00.

Keine Schrift des Neuen Testaments wird heute von der exegetischen Forschung so divergierend traditionsgeschichtlich eingeordnet und ausgelegt wie das Johannesevangelium (Joh-Ev). Durfte man in den Jahren nach dem Konzil dem großen dreibändigen Kommentar von R. Schnackenburg (die einzelnen Bände erschienen in Erstauflage 1965, 1971 und 1975) noch zutrauen, der katholischen Joh-Exegese langfristig Maßstäbe zu setzen, da er die »historisch-kritische« Forschung vorurteilslos rezipierte und doch den Horizont apostolischer Überlieferung und kirchlicher Lehre stets im Auge behielt, so ließen doch bald schon katholische Nachahmer der einst von Bultmann exzessiv vorgenommenen Scheidung von Schichten und Quellen des Joh-Ev, wie z.B. G. Richter, in ihren Publikationen das Joh-Ev zu einem Konglomerat literarischer Fragmente und widersprüchlicher theologischer Aussagen werden.

Die beiden in diesen Jahren herausgegebenen ersten Kommentarbände zu Joh 1–12 von P. Benedikt Schwank (Düsseldorf 1966 und 1968), die sich streng an den hermeneutischen Regeln von Dei Verbum orientierten, schienen im Sog der gekennzeichneten exegetischen Trends wenig Zukunft zu haben und der Fortsetzung nicht zu bedürfen. Immerhin folgten als eine Art Abschlagszahlung 12 exegetische Beiträge von B. Schwank über »Das Christusbild im zweiten Teil des Johannesevangeliums« in der Zeitschrift »Sein und Sendung« (seit 1963), sowie zahlreiche andere Publikationen (besonders in »Erbe und Auftrag«), die den Verfasser als erstrangigen Fachmann der Joh-Exegese auswiesen.

Das nun vorgelegte Werk umfaßt die durchgesehenen Kommentarteile zu Joh 1–12 (von 1966–1968) und die in gleichartiger Systematik ausgearbeiteten Auslegungen zu Joh 13–21, die auf frühere Publikationen und auf Gastvorlesungen an der Katholischen Universität Eichstätt zurückgehen. Der 1. Hauptteil (S. 49–336; im Anschluß an die »Einführung« und die Auslegung des Prologs) trägt den Titel »Das Buch der Zeichen« (zu Joh 1,19–12,50); der 2. Hauptteil (342–508) ist überschrieben: »Das

Buch der Herrlichkeit« (zu Joh 13,1–21,25). Die einzelnen Auslegungen sind methodisch nach den Aspekten gegliedert: »A: Wie ist der ursprüngliche Text überliefert?; B: Wie ist der ursprüngliche Text entstanden?; C: Was verkündet der ursprüngliche Text?; D: Was lehren uns andere Bibeltexte über das gleiche Thema?«. – Durch die Verbindung der Aspekte B – D wird in glücklicher Weise der Forderung von Dei Verbum, Art. 12, an die katholische Exegese Rechnung getragen, »die Einheit der ganzen Schrift zu beachten« und »die lebendige Überlieferung der Kirche zu berücksichtigen«.

Im Rahmen streng historischer Schriftauslegung ist dies insofern auch methodologisch einzubringen, als die historisch zu erforschende Aussageabsicht des neutestamentlichen Autors nur bruchstückhaft zugänglich wird, wenn seine Verankerung im jüdisch-apostolischen Traditionsgeflecht und speziell in den urkirchlichen Frömmigkeitstraditionen unberücksichtigt bleibt. In dieser Hinsicht ist der Kommentar von B. Schwank auch fachmethodisch beispielhaft, obwohl er sich selbst als vor allem »für die Praxis« bestimmt ausweist (vgl. den Untertitel) und auf spirituelle Impulse bedacht ist.

Der Autor geht hermeneutisch und überlieferungsgeschichtlich einen soliden Mittelweg. Er vermeidet eine Enthistorisierung (im Sinne Bultmanns und der historischen Kritik des 19. Jahrhunderts), aber auch eine naiv historische Auslegung, welche die Eigengesetzlichkeit der theologisch bestimmten johanneischen Darstellungsart verkennen würde. Er betont die literarische Einheit des Joh-Ev (339f. u.ö.), einschließlich Prolog und »Zusatzkapitel« 21 (gemäß den Stilanalysen von E. Ruckstuhl und P. Dschulnigg), ohne den redaktionellen Nachtrag von 21,24f. (bzw. 21,23ff.) zu verkennen (494; 503; 506) oder die Möglichkeit redaktioneller Einfügungen von parallel entstandenen Textstücken des Evangelisten auszuschließen (vgl. 370). Die das Evangelium durchziehenden Widerspiegelungen eigener Augenzeugenerfahrung im Sinne nachhaltiger persönlicher Prägung durch Begegnungen mit Jesus (von der Berufungsgeschichte 1,35ff. an) werden sensibel wahrgenommen (64f.; 507) und als erhellend für die Darstellungsstruktur des Evangeliums und das Verfasserprofil des Evangelisten gewürdigt.

Mit der Kompetenz vieljähriger eigener archäologischer Forschungen stellt Schwank die einzigartige Vertrautheit des Evangelisten mit den topographischen Gegebenheiten Jerusalems und Galiläas heraus (340f. u.ö.), der eine gleichartige Kenntnis der jüdisch-religionsgeschichtlichen und politisch-zeitgeschichtlichen Umstände des Lebens Jesu entspricht.

Die Augenzeugenhinweise von Joh 1,35ff.; 13,23ff.; 19,35; 20,1–8 (und 20,30f.) stehen nicht beziehungslos zueinander (64f.; 365; 468; 477; 507). Sie verraten die Identität des »Jüngers« von Joh 13–21 mit dem Evangelisten (476). Zudem erscheint letzterer laut 21,24 („Dieser Jünger ist es, der all das bezeugt und der es aufgeschrieben hat“) als identisch mit einem der sieben Jünger von 21,2, zu denen auch die Zebedäussöhne gehören (494). Die Rolle dieses »Jüngers« neben Petrus (Joh 20,1ff.; 21) läßt an Johannes, den Hauptzeugen der Urkirche neben Petrus (Apg 3–4; Gal 2,9), denken (507).

Alle Hss des 4. Evangeliums (mit Textbeginn) weisen auch den Namen »Johannes« aus und gerade die ältesten des 2./3. Jahrhunderts den geläufigen vollen Titel »Evangelium nach Johannes«. Da aber die »Herausgeberbemerkung« Joh 21,24f. eine Beurkundung im Zuge der Versendung an andere Gemeinden darstellt, die mit Titel und Verfasserangabe verbunden war (M. Hengel), gehört der Titel im Falle des 4. Evangeliums zur definitiven Textfassung (508).

Die rechte Erfassung der Darstellungs- und Kompositionsstruktur des Evangeliums und der angemessene hermeneutische Zugang zum Text lassen sich bei Kommentaren zum Joh-Ev meist besonders gut danach testen, wie die Auslegung von Joh 3 und 6 gelungen ist. Denn in beiden Kapiteln machen umfängliche Redestücke im Munde Jesu (in 3,27–36 überdies auch eine Rede des Täufers an die Johannesjünger) durchaus den Eindruck, als sei unmittelbar das Gedankengut frühchristlicher Tauf- bzw. Eucharistiekatechesen eingeflossen. »Moderne« (auch katholische) Exegeten ziehen hieraus meist sogleich den Schluß, der Evangelist habe keine Ahnung davon gehabt, wie Jesus tatsächlich zu jüdischen Mitbürgern zu sprechen pflegte (so selbst die als konservativ geltende »Einkleitung« von W. G. Kümmel) bzw. er habe – eine Tradierung wirklicher Jesus-Logien für belanglos haltend – die ihm wichtigen katechetischen Stücke mit fingierten (oder willkürlich dargestellten) Situationen des Lebens Jesu verknüpft (so z.B. als fiktive Ansprache an einen Nikodemus). Schwank gibt solchen Trends nicht nach. Er arbeitet einerseits die historischen Transparenzen in der Wiedergabe der entsprechenden Situationen heraus: gleichzeitige Taufspendung durch Jesus- und Johannesjünger (115: zu Joh 3,22–24); zeitgeschichtliche Transparenz der Gestalt und der Rolle des Nikodemus (100: zu Joh 3,1–2); Konfrontation der Juden mit der Sendung Jesu vor dem Horizont der an den Machttagen Gottes beim Exodus orientierten messianischen Erwartungen (212: zu Joh 6,30ff.; 225f.: zu Joh 6,59). Zugleich aber wird die

sprachliche Fassung der betreffenden Reden Jesu für ihren Bezug auf den liturgischen und insgesamt ekklesialen Lebenskontext der Hörer des Evangeliums transparent (z.B. 108: zu Joh 3,11; 115: zu Joh 3,22; 219: zu Joh 6,51c). Die jeweils typische johanneische Mehrschichtigkeit des Sinngehalts solcher Darstellungen beruht nicht auf dichterischer Freiheit der Kombination, sondern ist nach dem Maßstab der jüdischen Pascha-Haggada (und ihrer Ausdeutung in der Paschanacht) zu verstehen (225).

Diese für das Verständnis des Joh-Ev zentrale hermeneutische Einsicht hätte allerdings unter Nutzung entsprechender Arbeiten von G. Ziener und liturgiegeschichtlicher Forschungen zur quartadecimanischen Paschapraxis der Urgemeinde und der kleinasiatischen Kirchen des 2. Jahrhunderts (vor allem A. Strobel) noch stärker fundiert werden können. Denn diese liturgische Praxis steht im Hintergrund der Entstehungsgeschichte des (letztlich in der Urgemeinde verankerten) Joh-Ev und gehört zu dessen Wirkungsgeschichte in Ephesus (man vergleiche das Joh-Ev und die Paschapredigt des Meliton von Sardes).

Was den Vergleich johanneischer und synoptischer Chronologie betrifft, so folgt Schwank bezüglich der Jahre des öffentlichen Wirkens Jesu der johanneischen Drei-Jahre-Chronologie, die auf die Jahre 28–30 weist (93: zu Joh 2,20), ebenso der johanneischen Datierung des Todes Jesu auf den Rüsttag des Pascha, also den 14. Nisan (435: zu Joh 18,28). Angesichts dieser und zahlloser sonstiger historischer Transparenzen gerade des Joh-Ev erscheint es nicht zwingend, wenn Schwank bei der Tempelreinigung der bei den Synoptikern zwangsläufigen Zuordnung zum Todespascha Jesu den Vorzug gibt, und dies trotz Betonung der historischen Zuverlässigkeit vieler Details in Joh 2,13ff. (91f.). – Ganz anders urteilen inzwischen J. A. T. Robinson (The Priority of John) und K. Berger (Theologiegeschichte des Urchristentums). – Die kurze chronologische Spanne zwischen Abschieds-

mahl Jesu und Prozeß vor Pilatus, die in Joh 18,28 (»es war frühmorgens«) noch akzentuiert erscheint, bedarf keiner Ausweitung im Sinne der Thesen von A. Jaubert und E. Ruckstuhl, die annehmen, Jesus habe sein Abschiedsmahl als Paschamahl nach essenischem Kalender am Vorabend des Mittwoch (dem angebrochenen 15. Nisan solarer Rechnung) gefeiert (434). Denn ein solcher Einfluß des essenischen Kalenders – noch dazu in Jerusalem – ist nicht stichhaltig zu begründen und versöhnt nicht mit der synoptischen Darstellung (Jesu Mahl als theologisch gedeutetes Paschamahl), sondern verstößt auch gegen diese (vgl. die »Definition« des »legalen« Pascha mit Bezug auf das rituelle Schlachten der Paschalämmer, wie es im Tempel zu geschehen hatte, in Mk 14,12, sowie den zeitlichen Ablauf der Prozesse vor dem Hohen Rat und vor Pilatus in Mk 14–15).

Aufgrund des für den Kommentar neu gewählten Untertitels (»erläutert für die Praxis«) mag es gerechtfertigt sein, daß B. Schwank größere Eingriffe in die Kommentarteile zu Joh 1–12 (gegenüber der Erstausgabe von 1966 und 1968) vermieden und nur wenige Literaturangaben nachgetragen hat. Auch für den 2. Hauptteil wurde die neuere Literatur nicht systematisch verarbeitet; und leider blieb aufgrund der Entstehung aus Vorlesungsmanuskripten die Ausarbeitung stellenweise allzu fragmentarisch (so z.B. zur problemreichen Perikope Joh 13,1–17: S. 342–350) und insgesamt an Ausgewogenheit gegenüber dem 1. Hauptteil zurück.

Dies mindert jedoch nur unwesentlich die Freude über den Mut des Verfassers, für seine in Jahrzehnten bewährte exegetische Auffassung des Joh-Ev auch angesichts des Ausmaßes derzeitiger modischer Verirrungen neu einzustehen und die oft vergessenen Weisungen von Dei Verbum an die katholische Exegese seinerseits konsequent zu erfüllen. Insgesamt hat der nun vollendete Kommentar als Markstein auf einem Weg zur Gesundung heutiger Joh-Exegese zu gelten.

Hans Joachim Schulz, Würzburg

Glaubensvermittlung

Mewes, Christa, Dillon, Andrea: *Aber ich will dich verstehen!*, Gräfelting: Dr. Ingo Resch GmbH 1995, 180 S., ISBN 3-930039-49-4, DM 29,80.

Christa Mewes, die bekannte Psychotherapeutin und die junge Psychologin Andrea Dillon beschreiben in diesem Buch die Schwierigkeiten, die Nöte und Leiden einer Mutter und ihrer jugendlichen Tochter. Über Jahre hinweg führen sie ein zermür-

bendes Leben miteinander, gegeneinander und aneinander vorbei. Die Mutter versucht immer wieder, die fast ausweglosen Konflikte zu lösen; beide fallen aber wieder und wieder in Abgründe. Schließlich leuchtet ein Hoffnungsschimmer auf, es bahnt sich langsam eine Wende an.

Die beiden Autorinnen fesseln den/die Leser/in von Anfang bis zum Schluß. Die Geschichte beginnt mit dem Wiedersehen der Mutter, einer prak-